

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 14 (1938-1939)
Heft: 4

Artikel: Glücksfälle und gute Taten
Autor: G.L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066813>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wir beginnen in dieser Nummer wieder mit der Publikation unserer Serie „Glücksfälle und gute Taten“. Wir bitten unsere Leser, uns Erlebnisse, welche für diese Rubrik passen, einzusenden. Umfang: wenn möglich nicht mehr als 500 Worte.

Vertrauen

Es ist schon so. Keiner traut dem andern. Jeder hat Angst, dass er zu kurz kommt — traut dem andern höchstens Schlechtes zu.

Steht da ein Mann vor meiner Tür, der fünfte an diesem Morgen. Und der Schlimmste: zerzauster Stoppelbart, ausgefranste Kleiderränder, bleiches Gesicht — wir alle kennen ja dieses Bild, Bild der Arbeitslosigkeit, der Krise, der Hoffnungslosigkeit.

Der struppige Mann steht da, zieht Schuhbündel aus der Tasche und ein Stück Seife. Er brummt dazu irgend etwas und schaut mich dazu an, ach, er weiss ja zum voraus, was ich jetzt sagen werde: «Guter Mann, Sie sind heute schon der fünfte, es tut mir leid, aber ich kann kein Museum von Seife und Schuhbündeln anlegen...» Er antwortet nichts. Er weiss ja, dass es so ist. Überall, immer wieder. Jeden Tag, jede Stunde hört er das hundertmal.

Er tritt langsam die Treppe hinab. «Warten Sie», rufe ich, «ich muss doch Seife haben» — und ich schäme mich, weil ich lüge, denn im Schranke liegen Dutzende von Seifen, und ich schäme

mich, weil ich eine nette geheizte Wohnung habe, weil ich ein sauberes Kleid an habe und essen kann, sogar wenn ich nicht besonders hungrig bin, und in einem weichen warmen Bette schlafe, und überhaupt hundert nette, hübsche Dinge habe, an denen ich mich freue: und dann dieser arme, struppige Mensch, der soll wieder die Treppe herunterstapfen und vielleicht eine ganze Stunde lang treppauf treppab gehen, bis er zwanzig Rappen verdient hat?

Ich halte die Seife in der Hand und suche nach Kleingeld. Ich habe kein Kleingeld. Er auch nicht. Ich habe bloss eine Zwanzigernote, ich halte sie in der Hand, wir schauen uns an, wortlos verlegen. Seine Miene sagt: «Natürlich, jetzt bekomme ich mit Achselzucken die Seife zurück. Jetzt muss ich stundenlang weiterlaufen, bis ein anderer sie kauft...» Ich bin schrecklich verlegen, wage weder die Seife zurückzugeben, noch ihm die Note zu überlassen. Aber da sagt er schon: «Ich kann ja Kleingeld holen, da in der Nähe ist ein Laden.» Und schon tritt er mit der Note die Treppe hinab. Wie unten die Haustür zuschnappt, befällt mich der Schreck. Es war die letzte Note von meinem Haushaltsgeld. Gewiss,

wir leiden keine Not; aber ich habe nur eine beschränkte Summe zur Verfügung, man muss einteilen, sparen — 20 Franken kann ich nicht so ohne weiteres entbehren. Und nun ist er weg mit meinen 20 Franken! Wie eilig er es hatte! Klar. — Ach, man begreift das alles ja so gut: Er kommt da in ein nettes, sauberes Haus, alles sieht ordentlich und gut aus, der arme Kerl denkt sich: « Was macht es dieser feinen Dame aus, ob sie zwanzig Franken mehr oder weniger hat, sie wird sich höchstens ärgern über ihre Dummheit, mir das übergeben zu haben! » Wahrscheinlich denkt er nicht einmal das. Wahrscheinlich läuft er einfach möglichst schnell, denkt nichts und braucht das Geld auf, ach, er kann's ja sicher gut brauchen. Wie konnte er wissen, dass es für mich peinlich und unangenehm sein wird? Er weiss nur, dass ich warm habe und genug zu essen und keine Seife und keine Schuhbündel verkaufen muss, wie er. — So ist es eben: Jeder denkt an sich selbst zuerst, jeder hat Angst, dass er zu kurz kommt — ach, die zwanzig Franken, wegen denen geht die Welt nicht unter — aber dass unsere Welt so ist, so klein und eng, voll Elend und Hoffnungslosigkeit, dass dieser Mann statt ein braves Handwerk auszuführen von Tür zu Tür laufen und zum Diebe werden muss.

Doch da geschieht das Unfassbare: Schritte tappen die Treppe herauf, tief-schnaufend steht mein Struppiger vor mir und zählt mir das Geld in die Hand, fünf, sieben, neun, zehn, fünfzehn, zwanzig! Ich bin überrumpelt, sprachlos, kann es nicht glauben und nicht fassen: Dieser rührende Kerl bringt mir mit der grössten Selbstverständlichkeit mein Geld zurück, als lebten wir noch in einer Zeit, wo jeder treu und ehrlich ist, wo jeder dem andern traut und keiner an sich selbst zuerst denkt . . . Und noch einmal muss ich mich schämen vor ihm: dass ich kein Vertrauen zu ihm hatte, dass ich glaubte, wer arm ist, kalt und Hunger hat, der nimmt dem andern sein Geld weg . . . Ich möchte weinen, ich möchte ihm um den Hals fallen; denn er hat mir

ja gezeigt, dass wir doch noch Menschen sind, die wissen, was gut und böse ist — wie er mit dem Gelde die Treppe heraufkam, war mir, als wäre Weihnacht, sah ich einen Moment, wie herrlich unsere Welt sein könnte und wie einfach es wäre, sie so zu haben, wenn wir alle Brüder wären, einer für alle, alle für einen, genau so, wie mein Struppiger es mir eben gezeigt hatte!

Natürlich stehe ich da wie ein Holzklotz — wie soll ich ihm das alles erklären können? All diese Gefühle, die da auf einen hereinstürzen? Vielleicht hat er ja von allem gar nichts gemerkt. Doch da fängt er plötzlich mit den Augenwinkeln an zu lachen, ein schalkhaftes, viel-verstehendes Lächeln huscht über sein Gesicht, und er deutet zum Gangfenster hinaus: « Verdammt kalt ist es heute. » In diesem Satz ist alles drin, was er mir zu sagen hätte: « Ich weiss ja, dass du Angst gehabt hast, ich käme nicht mehr zurück — einen Moment dachte ich auch daran, wegzugehen; aber dann kam mir in den Sinn, dass da in dem Haus oben eine junge Frau steht und auf ihr Geld wartet, es ist ja gar nicht wegen dem Geld, es ist die Gesinnung, die gut und sauber sein muss. »

Und so hat dieser struppige arme Mann, von dem man dachte, er kann nichts als Seife verkaufen und von Almosen leben, mir gezeigt, was ein rechter, braver Mensch ist; durch seine gute Tat hat gleich die ganze Welt ein anderes Gesicht bekommen, jetzt gibt es doch immer einen Trost, eine Zuversicht, die Hoffnung: ganz alle Menschen sind noch nicht böse und verschüttet, es gibt noch Menschen, die still und sicher ihren Weg gehen, ohne sich beirren zu lassen — ja, mein Struppiger hat keinen Gehrock an und keine Aktenmappe unterm Arm, und er könnte keine stundenlange schöne Rede halten im Völkerbund — aber hat er nicht mehr getan als das? Er hat ohne zu sprechen gehandelt, und zwar so gut und richtig, dass niemand es besser tun könnte.

G. L.